











(Nachdruck verboten.)

## Das Geheimniß von Birkenried.

21 Roman von Carl Ed. Klopfer.

Drei Jahre nach ihrer Ankunft auf Birkenried konnten die düſteren Gewänder der Trauer um ihren Vater gelten. Der letzte Ebersperg ſtarb in den Armen ſeiner Tochter, vorzeitig von ſeinem Gram dahingerafft, wie Jedermann ſagte. Gräfin Adalgunde war die einzige Erbin ihres Vaters. Der ihr verbliebene Reſt des einſt fürſtlichen Familienvermögens wäre immer noch ſtattlich genug geweſen, ihr einen durchaus ſtandesgemäßen Haushalt in Breslau zu erlauben. Aber ſie zog es vor, Birkenried, „die Burg ihrer Väter“, in Stand zu halten, ſo koſtſpielig das, der dadurch bedingten zahlreichen Dienerschaft wegen, auch war. Die Güter, die noch zur Stammdomäne Birkenried gehörten, wurden verpachtet, aber das Schloß ſelber mit ſeinen Kieſengemächern, ſeinen Nebengebäuden und dem ausgebreiteten Park, deſſen Inſtandhaltung allein Tauſende verſchlang, blieb unangetaſtet in ſeiner altmodiſchen, feudal-gediegenen Pracht; ſo wollte es die Gräfin, der letzte Spröß Derer v. Ebersperg.

Hermann Bloch, der „ewige Student“, hatte die Schloßherrin nur wenig geſehen — zum erſten Male in jenem Sommer, einige Monate nach dem Tode des Grafen Leodegar, in welchem er daheim einen Ferienbeſuch machte, ehe er ſein erſtes Univerſitätsſemester antrat, dann aber ab und zu bei ähnlichen Gelegenheiten, denn er ließ ſich immer erſt nach mehrjährigen Pauſen im Elternhauſe blicken. Er hatte ſiets einen verbiſſenen Groll gegen die „erlauchte Herrſchaft“ genährt. In ſeinen Flegeljahren ſchrieb ſich das daher, daß ihm der Entſchluß des Grafen Leodegar, ſeinen ſtändigen Wohnſitz auf Birkenried aufzuſchlagen, viel von der zügelloſen Freiheit raubte, die er vordem genoſſen hatte. Früher, wo die Herrſchaft kaum einmal im Jahr auf ein paar Wochen erſchien, war ja der Verwalter ſo gut wie unumſchränkter Herr auf dem Gute geweſen, und Hermann hatte das ganze Schloß zum Schauplatz ſeiner Spiele gemacht. Später ſpöttelte er über die „blaſſe Wittwe“, die als die Herrin von Birkenried da einen ihm lächerlich erſcheinenden Ahnenkultus trieb, und fand die Stellung des Vaters unter dieſer „erlauchten Weiberherrſchaft“ ungemein armſelig. Freilich, er ſteckte immer voller hochfliegender Pläne und verſicherte ſehr beſtimmt, daß er ſpäteſtens in ein paar Jährchen die Welt erobern und den Eltern dann „ganz was Anderes“ bieten werde.

Und jetzt ſaß er wieder in der Verwalterswohnung — volle fünfunddreißig Jahre alt; ſeine ganze Habe hatte der Vater auf den Schultern tragen können, und die alte Mutter ging ſicher nicht fehl, wenn ſie heimlich der Meinung war, Hermann, der „Wieserſprechende“, habe ſchon geraume Weile nicht mehr ſo gut und reichlich geſeſſen wie heute.

„Gut iſt“ doch immer gut gegangen, wie?“ ſagte er, nachdem er ſich zu Ende der Mahlzeit den kurzen, ſchwarzen Vollbart geſchikt hatte, und nahm mit groſsherrlicher Herablaſſung, wenngleich mit etwas mißtrauiſchem Lächeln die Cigarre, die

ihm der Vater darbot. „Dir, Vater, iſt ja die Einſormigkeit Deiner Berufsthätigkeit auf dieſer Scholle das wahre Lebens-element. Warum auch nicht? Einem Jeden ſcheint der Horizont ſein Fleckchen Erde abzuschließen, und wer ſich damit unten im engen Thal begnügt, der kann ſich freilich das Erklettern der himmelanſtrebenden Bergſpitze erſparen. Hahaha! Ich verſtehe Eure Blicke! Ihr meint, ich hätte beſſer gethan, es ebenſo zu machen? Na — darüber können wir noch ſpäter einmal mit einander ſprechen. Jetzt laßt uns auf das Thema kommen, das mich zunächſt intereſſirt. Ich meine die Verhältniſſe hier auf Birkenried. Alles noch beim Alten, die erlauchte Gnädige noch immer in Trauer, einſam dem Schmerz über den Verfall ihres ſtolzen Hauſes nachhängend?“

Da machten die Eltern gleichzeitig eine Bewegung.

„Ach ja, das weiß er ja noch nicht!“ ſagte der Alte, ſeiner Frau zumächſt. „Unſer damaliger Brief nach New-Orleans hat ihn ja nicht erreicht und ging verloren, wie wir ſpäter hörten. Ich glaube, das war ſchon der vorletzte — denn Du, ninun mir's nicht übel, Hermann, Du haſt uns mit Deinem Briefwechſel nicht gerade verwöhnt.“

Hermann zuckte die Achſeln. „Du lieber Gott, mir blieb vermüſcht wenig Zeit zur Privatkorreſpondenz! — Aber was wollteſt Du ſagen? Du ſchriebeſt mir damals nach New-Orleans — das war alſo vor ungefähr vier Jahren?“

„Ganz richtig. Damals kam Fräulein v. Merkenfeld hier an, wovon ich Dich benachrichtigen wollte, und was Dir alſo jezt noch als eine Neuigkeit dienen kann.“ —

„Merkenfeld?“ fragte Hermann, ſich nachdenklich die Stirn reibend, die unter ſeinem rabenſchwarzen Haar wie aus Eiſenbein gemeißelt erſchien und ſein ſtark markirtes Geſicht ganz eigenartig charakteriſirte. „Der Name klingt mir nicht unbekannt. Iſt das ein Verwandter Eurer — oder meinethwegen, unſerer Gräfin?“

„Ihre Nichte, nämlich Tochter der Baſe Ihrer Durchlaucht. Fräulein Eglantine v. Merkenfeld hat ſeitdem das Schloß nicht mehr verlaſſen, ſie lebt bei ihrer Tante.“ Der Verwalter deutete zur Decke empor. „Sie wohnt da oben, in denſelben Zimmern, die damals der Gräfin Adalgunde eingeräumt wurden, als ſie zu ihrem Vater, dem Grafen Leodegar — Gott hab ihn ſelig! — zurückkehrte.“

„Was tauſend!“ machte Hermann betreten, während ſich ſeine buſchigen Augenbrauen über der kühnen Naſe finſter zuſammenschoben. „Die alte Dame hat ſich alſo wohl ſo etwas wie eine Geſellſchafterin zugelegt. — Iſt Fräulein v. Merkenfeld noch jung?“

„Neunzehn Jahre.“ antwortete die Mutter.

„Merkenfeld, Merkenfeld!“ wiederholte Hermann nochmals. „Der Name iſt ſchon in früheren Zeiten hier genannt worden. Fräulein Eglantine's Mutter ſei die Baſe der Gräfin Adalgunde, ſagteſt Du?“

„Sie iſt ſchon lange Waife, das arme Kind.“

„Ihre Großmutter,“ erklärte der Verwalter, bedächtigt an ſeiner Pfeife ziehend, „ebenfalls Eglantine geheißen, war die Schweſter des Grafen Leodegar; ſie hat ihrerſeits gegen den

Willen ihres Bruders einen Herrn v. Fernwald geheirathet und sich dadurch mit ihrer Familie entzweit. Ich weiß mich an diese Thatsache sehr wohl zu erinnern; ich war damals ja bereits ein neunzehnjähriger Bursche und ging meinem Vater in allen Geschäften schon tüchtig zur Hand. Frau v. Fernwald kam nie mehr mit ihrem Bruder zusammen, aber gesprochen wurde noch oft von ihr. Sie hatte, glaub' ich, auch nur eine einzige Tochter, so wie ihr Bruder, und diese war dann später mit einem Offizier, eben jenem Herrn v. Merkenfeld, verheirathet, dessen Namen damals bei uns genannt wurde. Graf Leodegar, den die unglückliche Ehe seines eigenen Kindes schwer bedrückte, ging nämlich ernstlich mit dem Gedanken um, sich mit seiner Nichte zu versöhnen — Eglantine, die Ältere, seine Schwester, war da längst todt. Aber es kam nicht dazu; Graf Leodegar erhielt bald darauf seine Tochter zurück, und Gräfin Adelgunde mochte in ihrer Menschenscheu nach der vierzehnjährigen unglücklichen Ehe wohl keinen Verkehr mit irgend Jemand in der Welt wünschen.“

„Jetzt hat sie sich aber doch diese entfernte Nichte aufgehaßt?“ warf Hermann ein.

„O, sie liebt sie sehr! Sie ist ihr eine zweite Mutter geworden. Es ist ja auch nicht mehr als natürlich, daß sich die Erlaucht endlich der einzigen Verwandten nähert, die ihr geblieben ist. Fräulein Eglantine ist ihre nächste Erbin, wenn's einmal — was Gott noch lange aufschieben möge! — zum Sterben kommt.“

Die dunklen Augen des jungen Mannes wurden für einen Moment größer, und die Unterlippe zog sich zwischen die Zähne. Er schien etwas zu überlegen. Dann lächelte er wieder auf seine eigene Weise.

„Es ist aber doch recht bezeichnend, daß sich die Erlauchte Gräfin erst dann der armen Nichte erinnerte, als diese bereits Witwe geworden. Ich begreife, man betrachtete schon die Verbindung mit einem einfachen „Herrn von“ als eine Mißheirath und hatte nicht Lust, so einen bloßen Herrn v. Fernwald oder v. Merkenfeld als Vetter im Stammhause von Birkenried zu empfangen; das Mädchen, das doch vom Blute Derer von Ebersperg ist, läßt man sich schließlich gefallen, und auch das wäre nicht geschehen, wenn noch ein würdigerer Sproß vom Ebersperg'schen Stammbaume vorhanden gewesen wäre. — Gehst mir mit Eurer Großherzigkeit beim Aristokratenvolke! Es ist Alles nur Interessenpolitik!“

Die Mutter schüttelte bekümmert den Kopf und streckte schon die Hand aus, den Sohn am Ärmel zu zupfen. Da nahm der Vater die Pfeife aus dem Munde und hob sich mit einer leichten Warnungsgeberde empor.

„Thu' mir die einzige Liebe, Hermann, und lasse Dich nicht etwa vor den Leuten hier oder drüben im Orte auf solche Weise aus! Ich will Dich nicht daran erinnern, daß wir unserer Herrschaft zu ewigem Danke verpflichtet sind, und daß Du unsere Anschauungen verlegest — es mag ja sein, daß Du ein Recht hast, auf den Deinigen zu beharren; aber schließlich wirst Du nicht vergessen dürfen, daß wir das Brod der gräßlichen Familie essen, vorläufig ja auch Du!“

Die Mutter zuckte fast zusammen bei dem letzten Nachsatz. Sie mußte nun wohl eine hochfahrende Antwort Hermann's erwarten, wie eine solche bei früheren Gelegenheiten schon zu heftigem Auseinanderstoßen von Vater und Sohn geführt hatte. Sie kannte ihren Mann und den Punkt, auf welchem sein sonst so gutmüthiges Temperament zum Ausbrausen kam. — — —

Aber sie hatte sich getäuscht. Es brauchte nicht einmal ihrer beschwörenden Geberde. Hermann schien wirklich mindestens Eines gelernt zu haben: sich zu beherrschen. Er verzog keine Miene und erwiderte sehr gelassen:

„Aber ich bitte Dich, lieber Vater, ich denke ja nicht daran, es der Erlaucht gegenüber am erwünschten Respekt fehlen zu lassen. Du sollst Dich davon überzeugen, daß ich mich mit unserer Gräfin sogar auf einen recht freundschaftlichen Fuß stellen werde. — Nein, nein, ich spotte nicht, ich rede in vollem Ernste! Ja, was würdet Ihr dazu sagen, wenn ich mich bei der Erlaucht — um eine Anstellung bewerben wollte?“

Jetzt erstarnte das alte Ehepaar geradezu in Verwunderung.

„Und die Gefinnungen, von denen Du früher immer geredet hast?“ plakte der Mann dann heraus; „Deine Verachtung des Aristokratenvolkes, die Du soeben noch ausgesprochen hast?“

„Was thut das?“ erwiderte Hermann mit Ruhe. „So treibe auch ich — Interessenpolitik.“

Da sank die Faust des Vaters schwer auf den Tisch nieder, er lehnte sich in seinen Stuhl zurück und sah den jungen Mann mit weit geöffneten Augen an. Die Frau, die von dem Allen nur begriff, daß Hermann etwas Ungewöhnliches vorgebracht haben mußte, blickte in zitternder Herzensangst bald auf den Sohn, bald auf den Vater.

„Ah, ich sehe, ich werde nicht recht verstanden!“ meinte Hermann mit einer Handbewegung, die Alles, was er soeben gesagt hatte, wie von einer Tafel vor ihm wegzuwischen schien, und jetzt schlug er einen anderen Ton an, mit dem er Dener, die an Bildung unter ihm standen, noch stets imponirt hatte. „Es wäre natürlich vergeblich, hier das philosophische System auseinanderzusetzen, unter dem ich die Dinge dieser Welt betrachte. Beruhige Dich inbessen, Vater, das mit einer Anstellung im unmittelbaren Dienste der Gräfin Adelgunde war nicht so buchstäblich gemeint, ich dachte nur, Euch den Beweis zu liefern, daß ich entschlossen bin, mich nach einer Thätigkeit umzusehen, wie sie in Euren Augen allein als nützliche Arbeit gilt.“

„Gott gebe, daß es Dir damit Ernst ist!“ entgegnete der Verwalter trocken.

„Apropos, wie steht es denn hier zu Lande?“ meinte der Sohn nach einer kleinen Pause, offenbar nur gewillt, die Unterhaltung wieder in glattere Bahnen zu lenken. „Wie ich aus einem Gespräch mehrerer Reisegenossen von Breslau her zufällig erfuhr, hat sich in unserer Nachbarschaft Einiges verändert. Da drüben auf Nebenstein ist eine neue Herrschaft eingezogen?“

„Ja, die Brunows,“ gab die Mutter lebhaft zur Antwort, froh darüber, den Zwischenfall von vorhin verplaudern zu können. „Das ist jetzt zwei Jahre her. Die Erben des Bankiers Leubuscher haben das Rittergut damals verkauft. Aber der alte Baron Brünow, ein pensionirter General, der es erworben, konnte sich nicht lange daran freuen; er ist schon zu Anfang des vorigen Jahres gestorben.“

„Wahrhaftig, ich hörte davon, und daß er außer der Wittwe zwei Kinder hinterlassen habe; nicht wahr?“

„Ganz richtig. Der Sohn läßt das Gut aber durch einen Verwalter bestellen, denn er selbst lebt in Breslau; er steht als Lieutenant bei den Ulanen. Es heißt, er hänge mit ganzer Seele an dem Offiziersberufe und würde lieber das Gut als diesen aufgeben. Uebrigens verfehlt er nicht, so oft als möglich nach Nebenstein zu kommen, um Mutter und Schwester zu besuchen und in der Wirtschaft nach dem Nechten zu sehen. Jetzt ist er gerade seit vierzehn Tagen wieder auf Urlaub hier.“

„Ja, auch das habe ich gehört. Aber wie kommt es, daß Du, wie es scheint, über die Familienverhältnisse der Brünows so trefflich unterrichtet bist, Mutter? Ich dachte immer, hier auf Birkenried kümmere sich Niemand um die Nachbarschaft und was über sie gesprochen wird?“ (Fortsetzung folgt.)

(Nachdruck verboten.)

## Tolstoi-Gedanken.

Von Ludwig Petromitsch\*.\*

(Schluß.)

„Ich habe dort nach jener Seite hin ein hübsches Kleefeld und freute mich auf die Ernte, die allem Anschein nach gut zu werden versprach. Von dem Stück, so rechnete ich, wirst Du 18 Tchetwert Saat ernten, analog den früheren Jahren und gleichem Stande auf anderen Feldern. Nun fiel es mir zur Erntezeit ein, mich von meinen neuen erfolgarmen Wirthschaftsneuerungen zu erholen und eine kleine Reise nach Deutschland zu machen; des Kleefeldes wegen konnte ich doch die Reise nicht gut aufgeben! Mein Aufseher, ein ganz guter Mensch, wird die Ernte schon ganz gut besorgen, dachte ich, aber da ich selbst nicht da bin, so werde ich wohl etwas weniger als 18 Tchetwert Ertrag rechnen müssen. . . Des Herrn Auge ist nicht dabei, es wird vielleicht nicht zur rechten Zeit gemäht, nicht zur rechten Zeit eingefahren — alles Zwischenfälle, die eintreten können, also — so kalkulire ich, streiche von deinen erhofften 18 Tchetwert gleich 3 ab. . . Nun fiel mir noch das Wetter ein, das auch einen Querstrich durch die Rechnung machen könne — also noch 3 Tchetwert herunter, und um die Summe rund zu machen — noch 2 Tchetwert ab. So, — meine Kalkulation, meine Kontrolle glaubte ich nun richtig getroffen zu haben. Zehn Tchetwert muß ich mindestens vorfinden. . . Und wie ich heimkomme und frage, was ist geerntet? — 5 Tchetwert, Väterchen, mehr kam nicht heraus! — Und ich — bekam's auch nicht heraus, — nämlich, wo die anderen Tchetwerts geblieben waren!“

Diese Differenz erschien mir doch so ungeheuerlich, daß ich mir erlaubte, einige Zweifel an der Ehrlichkeit seines Aufsehers auszusprechen, dabei auf die Erfahrung hinweisend, die ich mit den Leuten in Charino in dieser Beziehung gemacht.

„Bei Ihnen in Charino sind andere Verhältnisse, und für solche Verhältnisse mag dort Ihre Voraussetzung richtig sein; dort leben sie alle im Kriege mit einander, und da sind Brandschadungen erklärlich, aber bei mir ist Frieden, und ich kann diesen Ausfall der Ernte nur meiner eigenen Unkenntniß zuschreiben. — Aber jetzt kommen Sie ins Haus, wir werden zum Essen erwartet.“

Im Hause wurde ich einer Dame vorgestellt, weiß aber nicht mehr genau, ob diese seine Schwester war; zwei junge Herren in russischem Anzuge und der deutsche Lehrer führten mit ihr eine lebhaft französische Konversation, die sofort deutsch fortgesetzt wurde, als der Graf mich vorstellte.

Die ganze Gesellschaft war bereits in einem kleinen Speisezimmer versammelt, wo der gedeckte Tisch stand und der Diener soeben die Suppe herumreichte. — Da meine Ankunft ebenfalls im Hause nicht gemeldet war, so fehlte ein Rouvert, der Graf wußte sich aber rasch zu helfen; er nahm seinen Teller, setzte sich auf die Sofaseitenlehne und aß mit vielem Appetit, sich dabei lebhaft an der Unterhaltung beteiligend.

Ich war zum ersten Male in seinen Wohnräumen, und da war es natürlich, daß ich etwas neugierig mir die Ausstattung ansah. Aus Allem konnte ich entnehmen, daß es hier keine Staatsräume, keine Prunkgemächer gab, sondern jeder Raum war wohnlich, behaglich eingerichtet, und aus allen leuchtete eine gewisse, beinahe deutsche Gemüthlichkeit hervor, die Jedem, der Sinn dafür hatte, anheimeln mußte. Einfache Möbel, dazwischen ein paar bequeme Lehnstühle, die Wände mit einfachen Tapeten bekleidet, die Zimmer klein, aber hell und luftig, ganz so, wie sie für einen langen, harten Winter paßten. Man sah es den Räumen an, daß neben ihnen keine luxuriöse Stadtwohnung in Moskau oder sonst wo gehalten wird, sondern der Hauptstich, der ständige Aufenthalt des Besitzers in eben diesem Hause war. Zu einem Zwiegespräch kamen wir nicht mehr, die Unterhaltung war allgemein, und man sprach hauptsächlich Reiseindrücke und Erlebnisse.

Das Essen selbst war gut bürgerlich, Suppe und Braten, das war Alles, dazu als Getränk klares, schönes Quellwasser.

Es war Zeit, mich zu verabschieden. Der Graf forderte lebhaft meinen nächsten Besuch, damit wir über meine Zukunft weiter berathen könnten. Es kam jedoch nicht dazu, weil ich meinen Plan änderte und der Graf, wie ich später hörte, mit der Absicht umging, zu heirathen. Wie mir damals berichtet wurde, sollte es eine junge Dame

sein, deren Eltern in der Nachbarschaft ein Gut besaßen. Den Namen aber habe ich nicht gehört.

Seit jenem Tage, vor jetzt einem Menschenalter, habe ich den Grafen nicht mehr gesehen, aber um so viel mehr von ihm gehört und gelesen. Einen Monat nach dieser letzten Zusammenkunft wurde ich noch durch einen eigentümlichen Vorfall an ihn erinnert.

Meine Stellung in Charino hatte ich aufgegeben, war nach Tula gefahren und hatte Quartier im Hotel „London“ genommen. Hier erschien am andern Tage meiner Ankunft ein Beamter des Gouverneurs (wie ich glaube) bei mir und forderte mich auf, in die Kanzlei zu kommen, die vis-à-vis dem Hotel belegen war. Dort empfing mich ein anderer Herr, der ein förmliches Verhör mit mir anstellte.

„Wo sind Sie bis jetzt gewesen? — Wen haben Sie kennen gelernt? — Sie kennen also den Grafen Tolstoi? — Sie sind zwei Mal bei ihm gewesen? — Wen haben Sie dort kennen gelernt? — Worüber sprachen Sie mit ihm? — Haben Sie seine Schule gesehen? — Haben Sie mit ihm über die Schule gesprochen?“ Und so ging's eine ganze Zeit lang fort.

Meine Antworten schienen jedoch den Erwartungen nicht zu entsprechen, und so wurde ich entlassen.

Später erfuhr ich, daß beim Grafen Haussuchung stattgefunden hatte, seine Papiere veriegelt worden waren und er der Schule wegen mancherlei Schwierigkeiten zu überwinden hatte. Nun konnte ich mir mein Verhör und die Drohung meines Stanowoi erklären, der damals in der famosen Abendgesellschaft schon erklärte:

„Wirst geschoben, — Schulmeister!“

## Allerlei.

RS. Wichtigere Gedenktage im September 1898. Am 1. ist der 100. Geburtstag des österreichischen Feldherrn Franz v. Sualay (geb. 1. September 1798 in Pest, kämpfte zuerst in dem österreichisch-sardinisch-französischen Feldzuge von 1859, gef. 21. oder 22. September 1868 in Wien); am 7. der 100. Geburtstag des Kunsthistorikers P. Fr. v. Suhm (geb. 7. September 1798 in Leipzig, gef. 20. Mai 1875 in Wiesbaden); am 9. der 100. Geburtstag des Archäologen und Aesthetikers Anselm Feuerbach (geb. 9. September 1798 in Ansbach, gef. 8. September 1881 in Freiburg); am 12. der 50. Gedenktag der Befestigung der neuen Verfassung für die Schweiz (12. September 1848, im Wesentlichen noch heute bestehend); und am 13. der 300. Todestag des Königs Philipp II. von Spanien (geb. 21. Mai 1527, gef. 13. September 1598). — Weiter fällt auf den 18. der 50. Gedenktag jenes Volksaufstandes in Frankfurt a. M., bei welchem Fürst v. Lichnowski und General v. Auerswald ermordet wurden (18. September 1848); auf den 20. Gedenktag des Zusammentritts des ersten evangelischen Kirchentages in Wittenberg (20. September 1848); auf den 21. der 50. Todestag des englischen Staatsmannes W. G. Fr. Canning-Bentinck (geb. 27. Februar 1802, gef. 21. September 1848 bei Schloß Walbeck in Nottinghamshire); auf den 28. der 100. Geburtstag des Malers und Zeichners F. S. Genelli (geb. 28. September [al. 26.] 1798 in Berlin, gef. 13. November 1868 in Weimar); und ebenfalls auf den 28. der 50. Todestag des österreichischen Militärs Fr. Ph. v. Lamberg (geb. 30. November 1791, ermordet 28. September 1848 auf der Brücke von Ofen-Pest).

Eugens Frühstück. In Berliner Blättern finden wir folgenden hübschen Scherz: In den begeistertsten Surrogatwärmen gehört Herr Eugen Richter. Heute vertheidigt er den Kunststern, morgen den Kunstzucker, übermorgen den Deltalg. Wir möchten dem unverbesserlichen Surrogatstücker, damit er am eigenen Leibe die Wohlthat der Surrogate empfinde, folgenden Tagespeisegettel empfehlen: 1. Frühstück: Mohren-Kaffee, Bröckchen aus amerikanischem Weizenmehl, mit Margarine oder Kunststern gestrichen, galizische Eier, die auf dem schlechten Bahnhof genügend gelagert haben. — 2. Frühstück: Schwerpatbod, mit Margarine oder Kubo-Schmalz gestrichen, mit amerikanischer Trübsinnwürst belegt. — Mittagessen: Westroener russischer Fisch, dänisches Tuberkelfleisch, russische Cholera-gans. Getränk: Kunstwein und Anilin-Portwein. — Abendessen: Margarinebröckchen mit amerikanischem Schinken und Deltalgäse. Getränk: Saccharin-Bier. — Wenn Eugen Richter diesen vorzüglichen Speisegettel drei Tage „genossen“ hat, wird er kaum noch in der Lage oder geneigt sein, den Surrogat und den amerikanischen Schweine-Erzeugnissen ein schüßendes Wort zu widmen.

Die Schauspielerin als Löwenbändigerin. Bekannt ist, daß bei der demnächst bevorstehenden Aufführung von „Papa la Vertu“ in Paris die Darstellerin der Hauptrolle in den Löwenkäfig zu steigen hat, um sich dort als Bändigerin zu zeigen. Mit Unrecht hat man nun erzählt, Marcelle Lender, der die Rolle zugefallen ist, werde

dem Publikum nichts als eine Täuschung bieten — „die wilden Bestien“ seien nichts als harmlose, ausgestopfte Thierchen. Marcelle Lender ist nämlich eine sehr kouragierete Dame. Sie wird nicht nur zum Schein die Löwenbändigerin darstellen. Dreimal in der Woche genießt sie den Unterricht des berühmten Dompteurs Marc, dreimal wandert sie nach Malmaison, wo der kleine Käfig aufgestellt ist, der später die Genetrie des Ambigu-Theaters schmücken soll. Dabei soll sie einen Muth, eine Entschlossenheit zeigen, daß man es jetzt erst verstehen lernt, warum die Künstlerin früher mit den schwächeren Kunstleistungen, die sie zu bewältigen hatte, so leicht fertig geworden ist. Während vier oder fünf Vorstellungen wird ihr Lehrer Marc die „Arbeit“ der Dame noch hinter den Koulissen beobachten —, dann wird Marcelle Lender, die natürlich im schmutzigen Verrenkottum auftreten wird, auf ihren eigenen tritobellendeten Beinen zu stehen haben. Es lebe die edle dramatische Kunst!

Ein hübsches Geschichtchen von der Reise wird dem „Meißner Tagebl.“ mitgeteilt: In Dresden bestieg ein in Meissen und Gödn sehr bekannter Herr (es handelt sich offenbar um den bekannten Schwarzfünfler Defer in Meissen) den Schnellzug nach Karlsbad, und nachdem man sich's bequem gemacht hat, ist bald eine lebhaftere Unterhaltung zwischen den Coupageossen im Gange. Zu den Letzteren gehörten auch zwei in Gesellschaft ihrer Eltern reisende allerliebste Kinder, ein Knabe und ein Mädchen im Alter von drei und vier Jahren, und diesen machte es natürlich riesiges Vergnügen, als sich so von ungefähr herausstellte, daß der „Onkel“ aus Meissen mehr konnte — wie man so sagt — als Brod essen. Er zog ihnen nämlich Bälle aus der Tasche, ja sogar aus den Ohren, und ließ Papas Cigarettenspitze und andere Sachen verschwinden und wieder zum Vorschein kommen. Mit größtem Eifer entdeckten die Kinder immer neue Gegenstände, mit denen der „Onkel“ — der, beiläufig bemerkt, jetzt nur noch in seinen Mußestunden zur Belustigung seiner Freunde oder zum Nutzen Bedürftiger die früher geübte „schwarze Kunst“ betreibt — zaubern sollte, und den Zauberpruch konnten sie bald ebenso geläufig, wie der Meister selber. Als dieser aber unter „Hocuspocus“ ihren feinen seidnen Hanswurst zum Fenster hinauswarf, da ging ihnen das denn doch über den Späß; denn daß des Hegenmeisters Gewalt auch über das Coupé hinausreichen sollte, schien ihnen nicht wahrscheinlich zu sein. Um so größer aber war ihre Freude, als der Hanswurst auf das Wort des Zauberers thatächlich wieder zum Vorschein kam und den beiden kleinen Bekermäulchen sogar Chokolade mitgebracht hatte. Ja, wenn das hinauswerfen so süße Folgen hat, dann könnte es eigentlich noch einmal versucht werden, denkt der kleine, aufgeweckte Bube, und wirft, kurz entschlossen, unter ausgelassenem Hocuspocus — nicht den Hanswurst, sondern den Hut des Hegenmeisters zum Coupéfenster des dahinschauenden Zuges hinaus. Zunächst sprachloses Erschrecken bei den gesammelten erwachsenen Coupageossen, dann ernste Vorhalte der Eltern und Heulen bei dem kleinen Sünder. Doch den mußte der gute „Onkel“ rasch mit einigen besser als bei dem Kleinen gelungenen Kunststücken und mit dem Chokoladenvorrath seiner Tasche zu trösten. Auf der nächsten Station wurde telegraphirt, und in Leipzig, wo der Zauberer Aufenthalt nahm, konnte er einige Stunden später das Wiedersehen mit seinem Hute feiern. Ja, das Zauberer kann auch einmal für den Zauberer selbst gefährlich werden.

Ein psychologische Räthsel. Unter dieser Epithete schreibt ein Berliner Berichterstatter: Daß die Zahl 13 von vielen Menschen als unglückbringend gefürchtet und gemieden wird, ist bekannt; weniger bekannt dürfte es aber sein, daß dieser Aberglaube auch bei Thieren angetroffen wird. Ein solcher interessanter Fall wird von glaubwürdiger Seite, wie folgt, mitgeteilt: Einer brüthigen Henne gewöhnlichen Schlags wurden dreizehn Eier ins Nest gelegt. Der familienlustigste Kratzfuß betrachtete das reichliche Gelege mit vieldeutigen Blicken und orakelhaftem Gekacker und zerkrümmerte dann ein Ei mit einigen kräftigen Schnabelhieben, fraß den Inhalt aus und setzte sich dann in zuversichtlicher Breite auf dem glückverheißenden Nestinhalt nieder. Dem Besitzer der Henne war das eigentümliche Benehmen derselben auffällig. Am Gewißheit darüber zu erhalten, ob hier ein planvolles Handeln einer denkenden Hühnerseele oder lediglich ein Zufall obwalte, wurde die Glucke vom Neste genommen und dieses wieder mit einem dreizehnten Ei bereichert. Der erste Vorfall spielte sich jetzt zum zweiten Male ab. Sollten der Henne 13 Eier zu viel gewesen sein? Durchaus nicht; denn nachdem ihr 14 Eier ins Nest gelegt waren und sie das reichliche Gelege aufmerksam prüfend überdacht hatte, ließ sie sich im Vollgefühl der Wichtigkeit der ihr übertragenen Mission zu dreiwöchigem Brutgeschäft würdevoll nieder. Nach einiger Zeit sah sie mit sonderbarem Augenblinzeln gen Himmel, wie Jemand, der über etwas Wichtiges gedankenvoll nachsinn, erhob sich vom Neste und begann erst am nächsten Tage mit rühmlicher Gewissenhaftigkeit und Ausdauer das Brutgeschäft. Eine vierzehnjährige Kinderdame erfreute schließlich das fürsorgliche Mutterherz. Doch eins der kleinen Küchel schied bald aus dem Leben. Nun war die ominöse Zahl 13 wiederum in das sorgenschwere Hühnerleben getreten. Wie dieser Vorfall den bisher ruhigen Gemüthszustand der Hühnermutter in unangenehmster Weise beeinflusste, erhellt aus dem veränderten Gebahren derselben ihren Kindern gegenüber. Eins derselben wurde nämlich von ihr in höchster Erregung gebittet. Die Unglückszahl 13 war durch diesen Gewaltakt glücklich wieder beseitigt. Vielleicht fühlen sich unsere natur-

philosophischen Größen veranlaßt, eine populärwissenschaftliche Begründung dieser wahrheitsgemäß geschilderten Vorgänge zu geben.“ — So der Berliner Berichterstatter. Wenn er selbst diese von ihm in der Zeit der sauren Gurken so schön erzählte Geschichte glaubt, darf auch er gleich der von ihm gepriesenen Henne als ein „psychologisches Räthsel“ bezeichnet werden.

## Von Büchertisch.

In dieser Stelle werden alle eingehenden Bücher und Broschüren veröffentlicht. Besprechungen nach Auswahl vorbehalten.

— Soeben erschien: Die ostafrikanischen Inseln. Von Prof. Dr. C. Keller in Zürich. In mustergerüstiger Ausstattung mit 42 Bildern und 15 Karten im Text, 3 farbigen Karten und 8 Wollbildern. Preis 5 Mark. Berlin 1898. Verlag von Schall u. Grund. Der Band „Die ostafrikanischen Inseln“ ist der zweite Band der „Bibliothek der Länderkunde“, herausgegeben von Dr. A. Kirchhoff, o. ö. Professor der Erdkunde an der Universität Halle-Wittenberg, und Rudolf Figner, Chefredakteur. Die heutige Kenntnis unseres Erdballs in einer stattlichen Reihe von Bänden allgemeinverständlich, aber auf durchaus wissenschaftlicher Grundlage darzustellen, ist der Zweck dieses für jeden Gebildeten werthvollen Unternehmens. Getreu diesen bewährten Grundsätzen wird jetzt der zweite Band „Die ostafrikanischen Inseln“ herausgegeben. Seit Jahrhunderten ist die europäische Kolonisationsarbeit mit Erfolg im ostafrikanischen Archipel thätig gewesen. Die großen Unternehmungen auf dem Festlande Ostafrika, die gegenwärtig mit erneuter Kraft einsehen, haben naturgemäß die vorgelagerten Inseln den europäischen Interessen wieder näher gerückt, insbesondere ist eine durchgreifende Wandlung der madagassischen Verhältnisse eingetreten. Das Hoovareich, das seit Beginn dieses Jahrhunderts den europäischen Mächten so viel Interesse einflößte und doch unabhängig blieb, ist vor Kurzem in Trümmer gegangen. Die ostafrikanischen Inseln entfalten den ganzen Zauber einer Tropennatur und nehmen bezüglich ihrer Naturerzeugnisse eine ganz eigenartige Stellung ein, die von jeher die Aufmerksamkeit der Naturforscher und Geographen erregte. Thierwelt und Pflanzenwelt besitzen ein alterthümliches Gepräge, das stark vom Festlande abweicht. Die Menschenwelt ist ein seltsames Gemisch von afrikanischen und asiatischen Elementen, wozu noch die junge Besiedelungsschicht von Europäern hinzukommt. Der Verfasser bereiste zum Zwecke naturwissenschaftlicher Studien im Jahre 1886 den ostafrikanischen Archipel und gründet seine Darstellung vorzugsweise auf eigene Beobachtungen, ohne jedoch Erfahrungen der deutschen, französischen und englischen Reisenden in den Hintergrund zu drängen. Etwa die Hälfte der Schrift ist der Insel Madagascar gewidmet, deren geographische Verhältnisse von dem Franzosen Alfred Grandibier zuerst eingehender untersucht wurden. In besonderen Kapiteln werden die Naturprodukte, geologische Aufbau und Klima behandelt. Die Bevölkerung wird in ihrem verwickelten Kasernencharakter kritisch gegliedert, wobei der Verfasser sich fast durchweg auf eigene Beobachtungen stützt. Die wirtschaftlichen Bedingungen und die Kolonisationsgeschichte erzählt eine eingehendere Darstellung. Daran schließen sich noch Angaben über Eilande mit madagassischem Gepräge und eine eingehende Schilderung der mit Recht als landschaftliche Perlen der Tropennatur geriefenen Maskarenen-Inseln. Die Senkellen- und Aldabra-Inseln werden nach den jüngsten Beobachtungen deutscher Reisender geschildert. Angegliedert erscheinen die nach Australien hin vorgeschobenen Eilande wie Amsterdam, St. Paul und die Kerguelen-Gruppe, welche sich zum Theil stark vom afrikanischen Charakter entfernen. Der Verfasser verwerthet bei deren Schilderungen die Ergebnisse der „Challenger-Expedition“ und der deutschen „Gagellen-Expedition“. Die zahlreichen Textbilder enthalten viele bisher noch nicht veröffentlichte Original-Aufnahmen, daneben auch Reproduktionen aus anerkannt zuverlässigen Quellen. Der Band sei jedem Gebildeten warm empfohlen.

— Moderne Handarbeiten. Dem modernen Zuge in der bildenden Kunst muß auch die Handarbeit Rechnung tragen, wenngleich die Technik das schroffe Vorwärtsgen der Secession der Maler nicht gestattet. Immerhin sind die Zeichnungen zu den Handarbeiten ganz anders, als früher, freier und naturgetreuer und dennoch stylvoll. Besonders die Farbengebung der Handarbeiten hat unendlich viel gewonnen und an Stelle der alten, abgebrauchten Motive sind neue, originelle Muster getreten, die durch ihre Einfachheit verblühen und jede Arbeit für ihren Zweck kennzeichnen. Die „Wiener Mode“ hat als erstes Blatt die neue Richtung in der Handarbeit propagirt und zahlreiche Vorklagen im neuen Styl veröffentlicht. Auch im eben erschienenen Heft 22 finden wir einige reizende Vorklagen dieser Art, die gewiß in Frauenteilen lebhaftes Interesse erwecken werden. Dasselbe Heft enthält auch in der Artikel-Serie „Das Mädchen in Haus und Welt“ ein sehr interessantes Kapitel „Auf Reisen“, einen illustrierten Artikel über die Puppen-Ausstellung von Carmen Sylva, zahlreiche Moden, belletristische Beiträge u. c. Preis des Heftes 25 fr. = 45 Pf. Abonnement fl. 1.50 = Mk. 2.50 pro Quartal. Zu beziehen durch jede Buchhandlung und von der Administration der „Wiener Mode“ Wien, Wienstraße.

Verantwortl. Redakteur: Dr. Walter Gebensleben. Rotationsdruck und Verlag von Otto Thiele, Halle (Saale), Leipzigerstr. 87